

Gemeinschaft auf Identität bauen.

Mein Großvater pflückt seine Oliven nie alleine. Jeden Herbst füllt sich das kleine Haus im weiten Feld mit all seinen Cousins, Bekannten, Freunden, und Ex Kollegen, mit denen er sich sonst jede Woche zum Kaffeeklatsch trifft, und die nun, mit langstieligen Rechen die Früchte von den Bäumen kämmen, wie im größten Hair-Salon unter freiem Himmel.. Manchmal machen wir zusammen Gelee, und er erzählt mir von seinen alten Lehrern, von seiner Kindheit im Krieg, die nie so ganz geendet ist, für ihn, den Achtjährigen im achtzigjährigen Körper. Das Haus liegt wenig abseits von Bagheria, einem Städtchen nahe Palermo, mit Blick auf die Bucht und Pizzo Cannita. Es steht recht abgelegen, doch erschallt regelmäßig mit jungem Leben und alten Stimmen, mit Geschichten und Gemeinschaft. Mein Zimmer in München hingegen liegt mitten zwischen Trudering und Berg am Laim, auf dem Dachboden. Ich habe keine Oliven, die ich mit allen meinen Freunden pflücken gehen könnte, und kein Kaffeehaus zum regelmäßig treffen. Man könnte meinen, von uns beiden bin ich die, die mitten im Nirgendwo wohnt.

Wie man aus dieser Geschichte entnehmen kann, hat meine Familie noch nicht immer hier in Deutschland gelebt. Ich war vier, als wir zuerst hergezogen sind, mein letzter Umzug in ein neues Haus ist gerade mal wenige Jahre her. Ich habe viele Gemeinschaften aufgebaut, und viele wieder verloren, so lange und häufig, dass mir als Kind das Konzept von Heimat fast völlig fremd war. Wie konnte man einen Ort, oder die Menschen darin, so lieben, dass man sie vermissen würde? Meine Heimat war in Büchern, und in meinem Kopf, damit Ende, meine besten Freunde waren imaginär.

Wäre ich vor fünfzig Jahren geboren worden, wäre das vielleicht anders. Vielleicht wären wir nie umgezogen, vielleicht wäre ich in eine Nachbarschaft geboren worden, und hätte sie bis ans Ende aller Zeit bewohnt. Wie eine Extension meines Körpers, die Straßen gekannt wie meine Adern, die Menschen wie meine Organe, Herz, Lunge, Gehirn.

Doch jeder Hohlraum, den man füllen will, hat eine Resonanzfrequenz und Schallwellen können sich sowohl verstärken als auch auslöschen. Häufig geschieht zweiteres. Nicht alle Gemeinschaften haben Raum, mit dir zu wachsen. Manchmal wollen sie dich nicht aufnehmen, und bekämpfen dich wie ein fremdes Antigen im Blutkreislauf. Sie setzen sich in der Mensa um, wenn du auf sie zugehst. Das Gift verbreitet sich, wie ein dunkler Farbstoff durch ein Wasserglas diffundiert, jeden Winkel füllt, und kein Vorgehen kann den Sieg der Entropie wieder rückgängig machen. Man macht sich klein, und man versucht, sich irgendwie durch die winzigen Löcher zu zwängen, die die Gesellschaft einem lässt, die Kinder sagen, du darfst nicht mitspielen, weil dein Gummiball die falsche Farbe hat, und du verbringst den ganzen Abend damit, ihn mit Nagellack zu bemalen. Du suchst die logischen Gründe, du denkst, vielleicht, wenn ich mich weit genug verbiege, darf ich Gemeinschaft haben. Wenn ich mich oft genug entschuldige, darf ich Freunde haben. Wenn ich alles verneine, was mich zu mir macht, dann lassen sie mich vielleicht in dieses Wir hinein, von dem alle Erwachsenen reden, von dem sie sagen, dass es so viel Freude bringe. Ich muss doch etwas falsch machen, denn wenn ich falsch bin, dann habe ich Einfluss. Wenn ich das Problem bin, dann kann ich das Problem lösen, indem ich mich selbst auflöse, ganz in diesem Wir aufgehe, das so wattig weich sein sollte, und mir doch so dornig scharf erscheint.

Früher baute man seine Identität auf der Gemeinschaft auf. Wer bist du? Frage ich meine Tanten. "Ich bin Neapolitanerin." Wer bist du? Frage ich meine Mutter. "Ich bin Mathematikerin." Wer bist du? Frage ich meine Lehrerin. "Ich bin Katholikin."

Und wenn dir die Gesellschaft, der du angehören solltest, keinen Platz lässt, sie dich ausstößt, dann bist du eben nichts. Wenn die anderen Einwanderer nicht mit mir reden, und

ich mit den Deutschen nicht reden kann, dann bin ich eben nichts. Und dann entschuldige ich mich noch mehr, und mache mich noch kleiner, bis ich noch weniger zu sehen bin, so klein, dass man mich nicht mehr finden, mich nicht mehr rauswerfen kann.

Das passiert, wenn man seine Identität auf Gemeinschaft aufbaut.

Doch es ist nicht der einzige Weg.

Die Freunde, die bei meinem Großvater Oliven pflücken, wurden ihm nicht in die Wiege gelegt. Er hat sie nicht mit seinem Taufschein, seinem Abitur, seinem Arbeiterlohn dazubekommen. Sie sind Mitbringsel früherer Zeiten, die letzten Fäden zerrissener Stoffe, aus denen er langsam einen Neuen webt.

Ich habe Deutsch gelernt, ich habe mich an einem Gymnasium angemeldet, wurde angenommen, und habe meine beste Freundin gefunden, mit der ich alles teile. Ich habe wieder meine Klasse gewechselt, und habe in dem Theaterraum meiner Schule einen Ort gefunden, wo deine Eigenheiten dich liebenswerter machen, statt dich zu verdammen. Ich habe Chemie lieben gelernt, und mich mit Menschen angefreundet, denen es ebenso ging, habe Latein lieben gelernt, und spreche es immer noch mit meinem besten Freund, der mir zum zweiten Bruder wurde. Ich habe geliebt, und ich habe verloren, ich bin, überfordert von allen, nach Oxford geflohen, habe dort drei Monate verbracht, und bin zurückgekehrt, vernetzter denn je.

Wenn ich auf die Gedichte zurückschaue, die ich mit dreizehn noch schrieb, sehe ich ein Mädchen vor mir, was sich fast nicht mehr als Menschen sah. Was sich zur Maschine machte, die Matheaufgaben und Aufsätze spuckte, sich daraus einen Panzer baute um niemanden an sich ranzulassen. Ich sehe "Wikipedia", "Google", "die Lebende Enzyklopädie", einen Individualismus, der nicht aus Selbstentfaltung geboren war, sondern aus Angst. Ein "Zusammen", das auf einem Lügenfundament stand, und täglich einzustürzen drohte. Und ich denke, dass sie nicht wusste, dass man Gemeinschaft suchen muss. Dass Gemeinschaft dich nicht findet, weil du dich selbst täglich verneinst. Es fühlt sich sicherer an, niemand zu sein, doch keiner kann dich lieben, wenn es niemanden zum Lieben gibt.

Manche sagen, daran sei Social Media schuld. An diesem Konformitätsdruck, diesem Drang, dazuzugehören. Und ja, es hat die Art verändert, wie Menschen einander sehen. Man könnte jeden auf der Welt kennen, und kennt doch niemanden wirklich, ein Hin und Her aus Lug und Betrug, ständig der Zweifel, wann der andere seine Maske ablegen wird. Doch war das nicht immer so? Ist der liebende Familienvater im Garten, dessen Tochter seit Jahren aus den Familienfotos rausgeschnitten wurde, falscher als die Beauty Influencerin, die ihre Highlights als Alltag darstellt? Ich kenne Menschen, die in Chatgroups den Willen zum Weiterleben gefunden haben, und solche, die aus der realen Welt verstoßen wurden, bis ihnen nur noch die Pixel blieben. Es gibt nicht nur eine Form von Gemeinschaft, wenn man mit offenen Augen sucht.

Was unterscheidet also eine Menschengruppe von einer Freundesgruppe, einen Ort von einer Heimat? Die geographische Position kann es nicht sein, wie Brieffreunde, Onlinefreunde, Fandoms beweisen. Die Aufopferung der Identität für das große Ganze kann es nicht sein, denn sie kreierte einen Überwachungsstaat, keinen sicheren Hafen. Eine Gemeinschaft soll ihre Mitglieder bereichern, nicht aushöhlen. Sie in ihrer Menschlichkeit bestärken, statt sie zu Maschinen abzubauen.

Niemand will allein sein, und eine Gemeinschaft ist, soweit ich es in sechzehn Jahren Leben verstanden habe, lediglich eine Gruppe, die beschlossen hat, es gemeinsam nicht zu sein. Füreinander zu tun, was man kann, nicht weil man sich gezwungen sieht, sondern weil man einander schätzt, man einander kennenlernen will, in allen Aspekten seines Lebens. Menschen, die einander interessant finden, zueinander aufschauen, voneinander lernen. Wo du dich sicher fühlst, wohin du hingehst, wenn dein Herz gebrochen ist, und die dein Leid lindern, dein Glück stärken. Die Menschen, an die du denkst, wenn du um 1 Uhr nachts noch wach bist, und dich fragst, wozu du dir dieses nicht replizierbare Experiment, dieses „Leben“ antust. Sie entstehen nicht über Nacht, sie sind Überbleibsel aller Epochen deines Lebens, zusammengenäht, geflickt, und jeder Riss ist nur eine Gelegenheit, etwas mehr Stoff hinzuzufügen. Ein Weihnachtsflohmarkt, für den du drei Kilogramm Kuchen backst, um den Abiball zu bezahlen, ein Test, für den du die Zusammenfassungen schreibst. Die Nachrichten, die du nach einer dreistündigen Klausur im Gruppenchat findest, Vertrauen auf deine Fähigkeiten, Scherze, Sicherheit, dass man dich für dich liebt, nicht für dein Wissen oder deine Leistung. Mit der chronisch kranken Freundin zum Konzert gehen, und auf dem Rückweg 20 Pausen zu machen, die es alle so wert sind, weil man Zeit mit ihr verbringen darf. Wenn deine Mutter deine Freunde adoptiert, wenn keine 500 Kilometer, kein Wegziehen nach dem Abi, kein neugefundenes, spannendes Studentenleben, den verlässlichen Anruf aufhalten, der dich jeden Abend fragt, wie es dir geht, ob du auf dich aufpasst. Ein Sicherheitsnetz, auf das man immer zurückfallen kann, gewebt aus allen Lebensfäden, von dir, und von allen die vor dir kamen. Gewebt durch geteiltes Leben, geteilte Verwirrung, geteilte Liebe. Eine Energie die dich flutet, und abebbt, und von der jeder gleichmäßig schöpft, von der du auch Außenstehenden geben kannst und willst. Eine Heimat ohne Grenzschutz, ein Zuhause ohne Wände. Du bist nur ein Bestandteil deiner Freundesgruppe, die ein Bestandteil deines Viertels ist, was ein Bestandteil deiner Stadt ist, und diese wiederum des Landes, der Welt. Menschen sehen sich, verbinden sich, zerreißen wieder, und was bleibt ist das warme Gefühl, geliebt zu haben, geschenkt zu haben. Niemand geht, ohne etwas zurückzulassen und etwas mitzunehmen.

Gemeinschaft ist keine "verlorene Kunst", die heutige Jugend ist nicht verdorben, nicht verloren, nicht selbstverschuldet vereinsamt. Gemeinschaft muss man suchen, man bekommt sie nicht geschenkt, und man wird sie langsamer finden, wenn man sich konsequent dazu entscheidet, sich selbst nicht zu verraten. Es dauert Jahre, es ist schmerzhaft, man kann sich nie sicher sein, ob man das Heim, nach dem man sich sehnt, erhalten wird. Doch alle Menschen haben in ihrem Inneren diese Stimme, die sie darum bittet, sie zu einem Chor zu machen. Und man kann mit allen harmonisieren, wenn man nur nicht immer Falsetto singt.

Das passiert, wenn man seine Gemeinschaft auf Identitäten baut.